

Schrift und Schriftlichkeit Writing and Its Use

Ein interdisziplinäres Handbuch
internationaler Forschung
An Interdisciplinary Handbook
of International Research

Zusammen mit / Together with
Jürgen Baurmann · Florian Coulmas · Konrad Ehlich ·
Peter Eisenberg · Heinz W. Giese · Helmut Glück ·
Klaus B. Günther · Ulrich Knoop ·
Bernd Pompino-Marschall · Eckart Scheerer ·
Rüdiger Weingarten

Herausgegeben von / Edited by
Hartmut Günther · Otto Ludwig

2. Halbband / Volume 2

Offprint

Walter de Gruyter · Berlin · New York
1996

What all this implies is that the conceptual apparatus of both linguistic analysis and writing typology is still rather immature. All paradigms of theoretical linguistics arose in literate societies, and there are good reasons to assume that they were influenced by the pre-theoretical perception of language suggested by writing. Linguistics is clearly indebted to writing. At the same time, typologies of writing lean on theoretical notions of linguistic analysis. From this interaction it follows that typologies of writing systems, rather than being of interest only for students of writing, can claim more attention in linguistics than they have so far received. Since writing represents language, typologies of writing systems that are based on the units and processes by means of which this is accomplished can deepen our understanding of language, while a sharpening of the notions for analyzing the units of language can help to improve such typologies.

5. References

- Albright, William F. 1934. *The vocalization of the Egyptian syllabic orthography*. New Haven.
- Boltz, William G. 1985. Desultory notes on language and semantics in ancient China. *Journal of the American Oriental Society* 105, 309–13.
- Chao, Yuen Ren. 1976. *Aspects of Chinese sociolinguistics*. Ed. Anwar S. Dil. Stanford.
- Coe, Michael. 1992. *Breaking the Maya code*. London.
- Coulmas, Florian. 1989. *The writing systems of the world*. Oxford.
- Creel, Herrlee G. 1936. On the nature of Chinese ideography. *T'oung Pao* 32, 85–161.
- DeFrancis, John. 1989. *Visible speech. The diverse oneness of writing systems*. Honolulu.
- Diringer, David. 1962. *Writing*. London.
- Faber, Alice. 1992. Phonemic segmentation as epiphenomenon. Evidence from the history of alphabetic writing. In: Downing, Pamela et al. (ed.), *The Linguistics of Literacy*. Amsterdam, 111–34.
- Gelb, I. J. 1963. *A study of writing*. 2d ed. Chicago.
- Haas, Willy. 1983. Determining the level of a script. In: Coulmas, F. & Ehlich, K. (ed.), *Writing in Focus*. Berlin, 15–29.
- Hill, Archibald. 1967. The typology of writing systems. In: Austin, William A. (ed.), *Papers in Linguistics in Honor of Leon Dostert*. The Hague, 92–99.
- Jensen, Hans. 1969. *Die Schrift in Vergangenheit und Gegenwart*, 3rd ed. Berlin [Sign, Symbol and Script. New York 1969.]
- Pulgram, Ernst. 1976. The typologies of writing systems. In Haas, W. (ed.), *Writing without Letters*. Manchester, 1–27.
- Sampson, Geoffrey. 1985. *Writing systems. A linguistic approach*. London.
- Saussure, Ferdinand de. 1985. *Cours de linguistique générale*. Ed. préparée par Tullio de Mauro. Paris.
- Taylor, Isaac. 1899. *The history of the alphabet*. New York.
- Voegelin, C. F. & Voegelin, F. M. 1961. Typological classification of systems with included, excluded and self-sufficient alphabets. *Anthropological Linguistics* 3/2, 55–94.

Florian Coulmas, Tokyo (Japan)

119. Sprachwandel und Schriftlichkeit

1. Eingrenzung des Gegenstandes und Datenbasis
2. Schriftlichkeit und Sprachwandel
3. Schriftinduzierter Sprachwandel
4. Sprachtheorien, Schriftlichkeit und Sprachwandel
5. Literatur

1. Eingrenzung des Gegenstandes und Datenbasis

Bekanntermaßen sind alle natürlichen Sprachen einem stetigen Wandel unterworfen. In der sprachwissenschaftlichen Theoriebildung

insbesondere des 19. und 20. Jahrhunderts wurde diesem Wesenszug der Sprache in unterschiedlicher Weise Rechnung getragen. Neuere sprachwissenschaftliche Theorien begründen den Wandel der Sprache mit der Sprechfähigkeit des Menschen unter sich stetig verändernden gesellschaftlichen Verhältnissen. Dabei wird die sprachliche Variabilität, d. h. der bewußte Zugriff auf oder die unreflektierte Verwendung von gegenwärtig üblichen, modernen oder veralteten Formen, mehr oder weniger aufwendigen Formulierungen, nur regional verbreiteten oder über-

regional bekannten sprachlichen Einheiten, familiärer, salopper oder geschraubter Ausdrucksweise, die Verwendung von Worten aus anderen Sprachen usw., als das Reservoir betrachtet, das sowohl Ergebnis von vorgängigen Sprachwandelprozessen als auch Ausgangspunkt für weitere Veränderungen der Sprache ist. Aus heutzutage nicht immer plausibel erscheinenden Gründen hat die neuere Sprachwissenschaft bei der Erforschung des sprachlichen Wandels Akzente vor allem auf die sprachsystemimmanente Veränderungen im Bereich der Lautlehre und der Morphologie sowie auf den Wandel des Wortschatzes gesetzt. Weiterhin wurden primär solche Veränderungsprozesse betrachtet, die sich ohne das bewußte Zutun der Sprecher, gewissermaßen als natürliche Folge der Tatsache, daß gesprochen wird, einstell(t)en.

Während in den Ländern Ost- und Südosteuropas eine gründliche Beschäftigung mit der Geschichte der Literatursprachen erfolgte, galt in der von Strukturalismus und Behaviorismus geprägten westeuropäischen und amerikanischen Sprachwissenschaft das Augenmerk dominierend den Prozessen des Sprechens und der gesprochenen Sprache, seltener den Veränderungen von historischen Einzelsprachen in ihrer Gesamtheit und so gut wie gar nicht den Beziehungen von gesprochener und geschriebener Sprache. Letzteres hängt u. a. auch damit zusammen, daß für keineswegs alle natürlichen Sprachen die Schriftlichkeit zu denjenigen Faktoren gehört, welche als sprachwandelinitiiierend angesehen werden können. Ist einerseits von natürlichen Sprachen die Rede und andererseits von der Beziehung zwischen Schriftlichkeit und Sprachwandel, so sind folgende Einschränkungen des Geltungsbereiches der Aussagen erforderlich: Sie beziehen sich erstens nur auf Sprachen mit schriftkulturellen Verhältnissen. Daß zu vielen Sprachen deskriptive Grammatiken, Glossare, Sprachbeschreibungen und manchmal auch einzelne Texte in einer für sie eigens geschaffenen Graphie vorliegen, ist noch kein Hinweis auf schriftkulturelle Verhältnisse. Hierfür wesentlich ist vielmehr eine nicht mehr nur individuelle, sondern gesellschaftliche Praxis der schriftlichen Fixierung von Sachverhalten, sei es zur Registratur und Kontrolle von Inventaren, zur Fixierung juristischer Beziehungen oder der Kanonisierung und Exegese kultisch-religiöser Offenbarungen wie z. B. der Bibel, dem Koran oder der hagiographischen Literatur. Zweitens treffen sie nicht für

Schriftsysteme wie Stenographie und andere Kurzschriften, nicht für Notationssysteme und auch nicht für phonographische Transkriptionen, d. h. für Verschriftungsprozesse von lautlichen Realisierungen von Sprache zu. Schriftlichkeit ist nicht primär ein linguistisches, sondern zuvorderst ein soziales und politisches Phänomen und nicht zuletzt eines der bewußten individuellen Aneignung einer Sprache. Im Ausbau von schriftkulturellen Verhältnissen, etwa in Verbindung mit der Professionalisierung des Schreibens und Druckens und der Demotisierung der Schrift überhaupt, nimmt allerdings auch die linguistische Reflexion beträchtlich zu. Schrift- wie sprachgeschichtlich bedeutsam sind hierbei die Verbreitung überindividuell akzeptierter Konventionen des Schreibens, die einen gewissen Alphabetisierungsgrad innerhalb der Sprachgemeinschaft und die Ausprägung von Mustern des Schreibens voraussetzen. Gemessen an der von Haarmann (1990, 18) in Anlehnung an Grimes (1978) genannten Zahl von 5103 Sprachen, zu der noch mehrere hundert ausgestorbene Sprachformen hinzukämen, treffen diese Konstellationen auf 10–15% der Sprachen zu. Die Gesamtzahl aller Schriftsprachen, die in Geschichte und Gegenwart in Gebrauch waren und noch sind, gibt Haarmann mit ca. 660 an. Dieser Sachverhalt wird in sprachwandeltheoretischen Überlegungen, die ja gerade auf generelle Erkenntnisse über Sprache abzielen, entweder nicht beachtet oder geringgeschätzt und als Argument gebraucht, um sozusagen den Sonderfall oder das Neben-Evidentielle aus den Betrachtungen herauszuhalten. Hinzu kommt, daß der Phänomenbereich der Schriftlichkeit vielfach nicht als linguistisch relevanter Gegenstand betrachtet wird.

Überprüft wurden die Thesen an romanischen Sprachen und am Deutschen, somit an Sprachen, die alle mit demselben Schrifttyp, der Alphabetschrift, indes mit unterschiedlichen Alphabeten verfaßt sind: mit lateinischem Alphabet, wie Französisch, Spanisch, Deutsch etc., mit kyrillischem Alphabet, wie das Rumänische bis ca. 1860 und das Moldauische bis 1989 sowie mit hebräischem Alphabet, wie es für das Judenspanische verwendet wird. Für diese mit Alphabetschriften verfaßten Sprachen ist bedeutsam, daß sie einerseits eine relativ enge Beziehung von gesprochener und geschriebener Sprache aufweisen, andererseits aber die Schriftlichkeit mit Idealisierungen, mit Abstraktionen vom konkreten Sprechen zu tun hat, d. h. nicht

schlechthin durch eine Zuordnung von Graphemen zu Lauten, doch aber unter Bezug auf gesprochene Sprache, zu charakterisieren ist. Das Hauptaugenmerk gilt im weiteren dem Französischen. Aus typologischer Sicht ist es eine derjenigen Sprachen, in welcher die Formen der gesprochenen und der geschriebenen Sprache relativ ausgeprägte Diskordanzen aufweisen. Es gibt somit wenigstens eine Sprache, für die die Aussagen zur Beziehung von Sprachwandel und Schriftlichkeit gelten sollen.

2. Schriftlichkeit und Sprachwandel

2.1. Sprachliche Variabilität, Mündlichkeit und Schriftlichkeit

Einigkeit unter Vertretern selbst unterschiedlichster Sprachwandeltheorien besteht darin, daß „die Variabilität der Sprache die Grundlage und das Reservoir für alle feststellbaren Sprachwandelvorgänge darstellt“ (Mattheier 1985 a, 721). Über die Dimensionen von sprachlicher Variabilität gehen die Meinungen jedoch auseinander. Relativ gut erforscht und weitgehend konsensfähig ist die diasystematische Einordnung der sprachlichen Variabilität, derzufolge sich sprachliche Variantengruppen nach regionalen, sozialen und situativen Gesichtspunkten ordnen lassen und jeweils eine diatopische, diastratische und diaphasische Variation begründen. Flydal (1952) fügte als vierten Variationstyp die diachronische Variation hinzu, wodurch die Sprachgeschichte als Folge von unterschiedlichen Sprachstadien bzw. 'Chronolekten' erscheint. Mattheier (1985 b), der diese Typen nach ihrer sozio-kommunikativen Funktion in einem Kategorienrahmen zusammenfaßt, führt noch weitere vier Kategorienrahmen für sprachliche Variabilität an (1985 b, 771–775):

- nach den Sprachebenen
- nach Sprachrängen
- nach der sprachsystematischen Funktion im Rahmen der strukturellen bzw. der generativen Theorien
- nach der unterschiedlichen Herkunft sprachlicher Varianten.

Die Tatsache jedoch, daß beim Schreiben andere Regeln der Textproduktion befolgt werden als beim Sprechen (z. B. stärker syntaktisch orientierte vs. pragmatisch orientierte Regeln), daß vielfach andere lexikalische Einheiten (z. B. weniger oder kaum Standardwortschatz) verwendet werden, daß die

Textsortennormen für schriftlich und für mündlich verfaßte Texte divergieren und eine große Zahl von Textsorten überhaupt nur als schriftkonstituierte Texte existiert, daß beim Schreiben andere Techniken der sprachlichen Artikulation praktiziert werden etc. (→ Art. 44), ist aus den Überlegungen zur sprachlichen Variabilität und zum Sprachwandel meist herausgehalten worden. Dabei zeigt ja gerade schon die Existenz unterschiedlich präferenter und existenter Formen den bereits vollzogenen Wandel. Auch in Mattheiers Kategorienrahmen für sprachliche Variabilität sind Varietäten, die sich aus dem Spannungsfeld von Mündlichkeit und Schriftlichkeit ergeben, nicht zum Gegenstand sprachwandeltheoretischer Reflexion avanciert. Hingegen hat die italianistische Sprachwissenschaft der achtziger Jahre die diasystematische Variabilität um das Konzept der diamesischen Variation erweitert, womit die vielfältigen kommunikativ-funktionalen und strukturellen Varianten zwischen der gesprochenen Sprache und der geschriebenen Sprache erfaßt werden. Ausgehend von Söll (1974/2. Aufl. 1980) wurde zunächst im Hinblick auf das Französische die Theorie der sprachlichen Codes ausgearbeitet. Söll gliederte die sprachliche Realisierung in medialer Perspektive in einen phonischen und einen graphischen Code und in konzeptioneller Perspektive in den gesprochenen und den geschriebenen Code (vgl. Abschn. 4.). In bezug auf die Erforschung sprachlicher Variabilität, und insbesondere der verschiedenen Artikulationsweisen von Mündlichkeit und Schriftlichkeit, hat die Sprachwissenschaft des 20. Jahrhunderts anknüpfenswerte Leistungen eigentlich nur in marginalisierten Bereichen außerhalb der verbreiteten Homogenitäts-, Idealisierungs- und Generierungspostulate der strukturalistischen und generativen Sprachwissenschaft erbracht (vgl. Abschn. 4.). Allmählich nur setzt sich die Auffassung durch, daß zwar, was unbestritten ist, die Mündlichkeit der Schriftlichkeit ontogenetisch und phylogenetisch vorgelagert ist, beide aber für den Erwachsenen in den literaten Gesellschaften seit Jahrhunderten als zwei verschiedene Inventare der sprachlichen Artikulation koexistieren, Varianten bilden und damit eine Ressource für den sprachlichen Wandel darstellen.

Als These soll gelten, daß Mündlichkeit und Schriftlichkeit unterschiedliche sprachliche Artikulationsformen darstellen und daß mit der Herausbildung und Ausformung ei-

nes Schriftcodes zugleich verschiedene Varietäten vorhanden sind, die als Auslöser und als Ressource für sprachlichen Wandel angesehen werden müssen und selbst Ergebnis von Sprachwandel sind. Im folgenden werden Begriffe wie Schriftlichkeit, Schrift, Schreiben und Mündlichkeit primär im Zusammenhang mit dem sprachlichen Wandel betrachtet. Dabei erweist sich folgende begriffliche Differenzierung als nützlich:

a) *Schriftlichkeit* steht einerseits als ein praktischer, aber nicht notwendiger Oberbegriff für Typen, Systeme, Formen und Kulturen der Schrift. Hierbei soll unter *Schrift* mit Maas (1991) ein Zeichensystem verstanden werden, mit welchem etwas präsent gemacht wird und das sich von anderen (außerschriftlichen) Formensystemen unterscheidet. Ein Schreiber schreibt also etwas mit bestimmten Schriftzeichen auf, um es für sich oder andere präsent zu halten. Die Orthographieforschung der Prager Schule spricht in diesem Zusammenhang von der „Aufzeichnungsfunktion“ und der „Erfassungsfunktion“ bei der Schreibung einer Sprache. Schriftliche Texte haben eine grammatische Struktur, sie sind nicht einfach eine Menge von Schriftzeichen. Eine in der Schriftgeschichte bedeutungsvolle Zäsur im Sinne des Ausbaus von Schriftlichkeit liegt da, wo begonnen wurde, die grammatische Struktur schriftlicher Texte nach der grammatischen Struktur mündlicher Texte auszuformen, d. h. im Übergang von piktographischen Schriften zu logographischen, syllabischen und später zu Alphabet-Schriftsystemen. Die grammatische Struktur schriftlicher Texte wird im allgemeinen gelernt im Ausbau des grammatischen Wissens, das im (mündlichen) Spracherwerb entwickelt wurde. Schriftliche Texte werden so verfaßt, daß sie gelesen werden können. Dazu dient insbesondere die Orthographie, die Anweisungen zur Strukturierung der Texte gibt, die dem Leser die Erschließung des Sinns ermöglichen oder erleichtern soll (vgl. Maas 1991, 85). Schriftsysteme weisen einen hohen Ideologieanteil auf; ähnlich wie Sprache insgesamt unabdingbar zum Kulturgut einer Gemeinschaft gehört, diese mitkonstituiert und nicht auf die Funktion des Kommunikationsmittels reduziert werden kann, so ist auch ein Schriftsystem nicht schlechthin als Transkriptionssystem und vor allem nicht ohne seinen Symbolcharakter für die Gemeinschaft zu verstehen. Ein Schriftsystem ist Teil des Kulturgutes der Gemeinschaft und folglich un-

vermeidlich ideologisch besetzt (vgl. Meisenburg 1993, 50). Während der Begriff der Schrift für das System steht, bietet sich der Terminus *Schreibung* für konkrete Realisierungen des Schreibers an; als Resultat liegt uns 'geschriebene Sprache' vor. Schreibung bedeutet dann die Segmentierung von Graphemketten in grammatisch bestimmte Einheiten. Segmentierung schließt grammatische Analyse ein, die vor allem bei einer Sprache wie dem Französischen problemgeladen ist. Kollisionen treten vielfach bei der grammatischen Gliederung der sog. „mots phonétiques“ auf.

b) In der anderen Perspektive soll Schriftlichkeit als korrelativer Begriff zu Mündlichkeit stehen. Studien zur Schriftlichkeit beziehen sich damit auf die Eigenschaften schriftlich fixierter Texte und ihr Verhältnis zu mündlichen Texten in der gleichen Sprache. Hierbei unterscheiden sich Texte einerseits nach dem Medium ihrer Produktion und Wahrnehmung, d. h. sie sind phonisch oder graphisch repräsentiert. Während es zwischen phonisch und graphisch nur die Alternative des entweder mündlichen oder des schriftlichen Vollzuges gibt, unterscheiden sich Texte andererseits nach ihrer konzeptionellen Verfassung. An einem Pol der Skala zwischen Schriftlichkeit und Mündlichkeit sind Merkmale für konzeptionelle Schriftlichkeit gruppiert wie 'geplant', 'situationsentbunden', 'vorstrukturiert' und 'subjektentbunden, dafür aber intersubjektiv fixiert' (Bühler 1934), am anderen Pol sind es solche Merkmale für konzeptionelle Mündlichkeit wie 'spontan', 'situationsdeterminiert', 'subjektbezogen' (vgl. Abschn. 4.). Schriftlichkeit bedeutet nicht einfach nur ein Mehraufwand an graphisch umzusetzender sprachlicher Masse, die ohne Zweifel benötigt wird, um Situation, Prosodie u. a. zu kompensieren, sondern in erster Linie andere Techniken der sprachlichen Artikulation: komplexe grammatische und insbesondere junktive Gliederung (zum Begriff der 'Junktion' vgl. Raible 1992, insbes. S. 27–35), sprachlich elaborierte Deixis, intratextuelle Referenzstrukturen wie Anaphorika und Kataphorika u. a. Wenn zur integrativ konzipierten Kommunikation (vgl. Abschn. 4.) übergegangen wird – das ist meist der Fall, wenn geschrieben wird –, müssen Techniken entwickelt werden, die die Verständlichkeit des Textes sichern. D. h., die Sprache wird für die Zwecke der Schriftlichkeit umgerüstet und erreicht

damit neben zusätzlicher Variabilität auch eine höhere Komplexität. Sind diese komplex organisierten Strukturen erst einmal vorhanden, können sich ihrer die Sprecher fürderhin auch bedienen. Von nun an gilt auch hier, was für Sprachwandel überhaupt gilt, daß die Ausformung und die Interaktion sprachlicher Varietäten der entscheidende Faktor ist, um Sprachwandel zu perpetuieren.

2.2. Konstitutive Momente von Schriftlichkeit

2.2.1. Situationsentbindung

Von einer Entfaltung des kulturhistorischen Potentials (vgl. 2.3.) der Schriftlichkeit kann man sprechen, wenn die Texte so verfaßt werden, daß sie als situationsentbundene Texte wahrgenommen werden können, d. h. abgelöst von der Situation ihrer Produktion. Eine Besonderheit des Mediums Schrift besteht gerade darin, daß „Erklärung durch Zeigen, Vormachen oder auch die Verwendung von Worten, deren Bedeutung nicht im typographischen Medium ausgedrückt ist, im Prinzip aus[geschlossen ist]“ (Giesecke 1989, 332). Sprache mußte sich durch Sprache erklären können, mußte selbstredend und selbsterklärend sein. Daraus ergibt sich die Notwendigkeit spezieller Techniken der Situationsverarbeitung und der Textstrukturierung (→ Art. 2). Situationsentbindung verlangt die „Ausbuchstabierung“ deiktischer Strukturen, die Ausarbeitung und Nutzung von Anaphorik und Kataphorik, die u. U. sogar textsortenkonstituierend sind. Sie hat in bezug auf die Struktur des geschriebenen Textes unterschiedliche Dimensionen:

a) historisch: von einer fortgeschrittenen Phase der Schriftlichkeit an praktizierten die Römer (vgl. hierzu Raible 1991 b; Desbordes 1990) die Segmentierung und grammatische Gliederung der Texte in Wörter durch einen hochgestellten Punkt, durch das Einfügen eines Spatiums oder durch die Bildung graphischer Entitäten wie Zeilen, Rubriken oder Absätze. Diese Techniken der Textgliederung vereinfachten und beschleunigten nicht nur die Rezeption, sie sind zugleich auch die entscheidende Voraussetzung für eine veränderte Lesetechnik, d. h. für den Übergang vom lauten Lesen zum stummen oder leisen Lesen.

b) logisch-semantisch: durch die Interpunktion als syntaktisches, semantisches und kommunikatives Gliederungsprinzip;

c) typographisch: durch typographische Oppositionen wie Majuskeln und Minuskeln, Rubrica und Absätze;

d) kompositorisch: durch Titel, Überschriften und Untertitel, Zusammenfassungen, Legenden, Glossen, Fußnoten, Gliederungen;

e) durch Makro-Einheiten wie die Seite, das Buch, die Zeitung.

2.2.2. Mehrdimensionalität

Mündliche Texte sind durch die lineare Abfolge der Laute bestimmt; sie sind eindimensional. Schriftliche Texte dagegen sind mehrdimensional (vgl. Martinet 1960/1974, 16f; 1969, 167f; Raible 1991 a, b; Maas 1991). Über die strikte Linearität in der zeitlichen Abfolge der Laute hinaus sind sie räumlich verfaßt, können diagonal, zeilen- und passagenweise, immer wieder und immer wieder anders und von verschiedenen Personen gelesen, um Graphik, Bilder, Buchmalerei, um Tabellen und Schemata erweitert werden. Hinzu kommt eine dritte Dimension, die vor allem dem gelehrten Schreiber, dem Literaten, dem Wissenschaftler, aber auch dem aufsatzschreibenden Eleven vertraut ist. Sie besteht in den einen Text vielfach „überlagernden Korrekturkampagnen des Schreibers“ (Maas 1991, 115), die nicht selten Zeugnis von der allmählichen Verfertigung des Gedankens beim Schreiben ablegen. Moderne Editionen und die Manuskriptforschung versuchen diese dritte Dimension augenfällig zu machen. Heine-, Goethe-, Hölderlin-, Marx-Editionen führen mit großem Aufwand vor, was der sonst nur endredigiert zugängliche Text nicht mehr zeigt: die Arbeit am Text, an Sprache, an Welt- oder Ich-Befindlichkeit des Autors (vgl. die Arbeiten des Pariser CNRS-Instituts ITEM – „Institut des Textes et Manuscrits Modernes“, wo seit mehreren Jahren Untersuchungen an Texten von Heine, Flaubert, Proust, Valéry, Zola, Sartre, Joyce u. a. vorgenommen werden; → Art. 53).

2.2.3. Verdichtung und Elaboration

Zweifel am „Primat der gesprochenen Sprache“ (vgl. Abschn. 4.) wurden vielfach im Hinblick auf relativ marginale Bereiche von Schriftlichkeit geäußert, so der Mathematik, der formalen Logik, der Informatik, wo Termini häufig primär graphisch eingeführt und bei Bedarf 'sprechbar' gemacht wurden (vgl. Albrecht 1990, 67). Auf einen ähnlichen Aspekt von Schriftlichkeit weisen Raible (1991 a), Schlieben-Lange (1990, 1991 a, 1991 b) und Baum (1987) hin, wenn sie die wachsende Elaboriertheit, die verdichtete Artikulation der Gedanken in geschriebenen

Texten in den Blick nehmen. Vielleicht ist es gewagt zu postulieren, daß komplexe Satzgefüge mit Über- und Unterordnungen, Verschachtelungen, komplizierten nicht-koordinativen Verknüpfungen u. ä. an das Vorhandensein von Schriftlichkeit gebunden sind. Vieles deutet aber ganz darauf hin, daß sich durch die Arbeit an geschriebenen Texten sprachliche Formen und syntaktische Muster herausgebildet haben, die auf eine Intellektualisierung der (schrift-)sprachlichen Artikulation hinweisen. Während in französischen Vertragstexten vor dem 15. Jahrhundert andere als koordinative und konzessive Verknüpfungen, überwiegend durch die Konjunktion *et, par, a fin + Inf.* etc. ausgedrückt, kaum vorkommen, verändert sich dieser Befund in späteren Texten ganz beträchtlich, bis wir schließlich bei den heute oft gescholtenen übermäßig komplex strukturierten Sätzen moderner Rechtstexte ankommen (zur deutschen Rechtssprache und ihrer Kritik, vgl. Pfeiffer, Strouhal & Wodak 1987). Geschriebene Texte in den Wissenschaften, aber auch in anderen Diskursuniversen, weisen häufig nebeneinander mehrere Schriftsysteme (lateinisch – griechisch – kyrillisch etc.) auf; desweiteren ist uns heute die Verwendung von Symbolen und Piktogrammen sowie die Anordnung von Text in Tabellen geläufig. Um auf dem Niveau einer solchen Schreib- und Lesetechnik anzukommen, bedurfte es einer innovationsreichen langen Schrifttradition. Schriftlichkeit zeichnet sich folglich durch eine hohe Komplexität und sinnstiftende Variabilität in der Realisierung aus, eine höhere jedenfalls, als sie die gesprochene Sprache kennt. Hier wird nun deutlich, in welche Richtung sich das sprachliche Handeln verändert hat: Von der die Mündlichkeit prägenden „Aggregation“ hin zu einer Polarität, bestehend aus einem skalaren Übergangsfeld zwischen „Aggregation“ und „Integration“ (vgl. Abschn. 4.). Forciert wird die codespezifische Elaboration durch normative Bestrebungen in der Gesellschaft, wie z. B. durch die Verbreitung orthographischer Vorlagen im Gefolge der Buch- und Zeitschriftenproduktion, durch die schulische Schriftvermittlung, durch den Rekurs auf geschriebene Texte im beruflichen Alltag in Form von Arbeitsanweisungen und -anleitungen, Protokollen, Listentexten usw.

2.3. Schriftlichkeit als kulturelle Ressource und Faktor des Sprachbewußtseins

Die Entfaltung des kulturhistorischen Potentials der Schriftlichkeit hat verschiedene Seiten, auf die hier unter Hinweis auf die Aus-

führungen Walter Ongs (1982/dt. 1987) nicht in allen Punkten ausführlich eingegangen werden muß. Ong nennt unter der Überschrift „Das Schreiben konstruiert das Denken neu“ vor allem mnemotechnische, technologische und „distanzsprachliche“ (vgl. dazu Abschn. 4.) Aspekte des Übergangs von der „Oralität zur Literalität“. Hierher gehören u. a. solche durch das Aufschreiben bewirkten Veränderungen wie die Entlastung des Gedächtnisses und die Veränderung der narrativen Kultur vormals oraler Gemeinschaften. Als Gemeinplatz gilt mittlerweile die Feststellung, daß sich mit der die medialen Bedingungen der schriftlichen Produktion revolutionierenden Erfindung des Buchdrucks die sprachlichen Verhältnisse gravierend verändert haben (vgl. Giesecke 1989, 1991; Maas 1985, 1986). Von dem Moment an, als ein Gedanke oder ein Wort im Medium der Schrift fixiert werden konnte, war der Weg frei, um sich seiner Form bewußt werden zu können; eine Form, die wiederum in vielerlei Verhältnissen lebt und z. B. danach beurteilt wird, ob ein anderer als der Schreiber sie erlesen kann, ob sie einer bestimmten Lautung entspricht (vgl. Maas 1986), ob sie lautiert, d. h. laut gelesen werden muß, um ihren Sinn zu erkennen (vgl. Raible 1991 a) oder buchstabiert, um sie für sich oder einen anderen Hörer von anderen Formen unterscheidbar zu machen. Geschriebene Texte hat es freilich im Französischen, wie in anderen Sprachen auch, lange vor dem Zeitpunkt der Erfindung des Druckes mit beweglichen Lettern und der damit oft in Zusammenhang gebrachten Herausbildung des Sprachbewußtseins gegeben, wie umgekehrt auch Elemente eines Sprachbewußtseins, insbesondere – wie im Falle des Französischen und anderer romanischer Sprachen – eines Bewußtseins über die Differenz zwischen dem Latein und der *lingua rustica romana* spätestens mit den Festlegungen des Konzils von Tours (813) zu belegen ist. Zwischen den ersten geschriebenen Texten in romanischer Volkssprache und den ersten nach der Gutenbergischen Erfindung gedruckten Texten liegen mehrere hundert Jahre Schrifterfahrung in der Tradition lokaler Schreibpraxen. Zu einem Innovations- und Normierungsschub kommt es jedoch mit der typographischen Verarbeitung der Sprache. Er betrifft zum einen die Form der Wörter und Texte. Als Leitgröße diente dabei der Setzer mit seinem Setzkasten, wobei der Zeichenvorrat des Autors möglichst mit jenem des Setzers über-

einstimmen sollte. In Valentin Ickelsamers „Teutsche[r] Grammatica [...]“ (Augsburg, ca. 1534) heißt es daher: Ein jeder sollte fortan „auffmercken/wa [wo] er ainen yeden Buochstaben am rechtisten vnd subtilisten setzen [!] vnd gebrauchen soll/vnd nitt also vnbesonnen ainen yeden überal gebrauchen“ (zitiert nach M. Giesecke 1989, 329). Was bei Ickelsamer „vnbesonnen [...] gebrauchen“ und bei Helias Meichsner „[...] die sprach so reyn / das nit etwas missgebruchs darinn gefunden werd [...]“ (ebd., 330) genannt wird, sind Belege für die sprach- und normbewußte Ausformung des geschriebenen Textes. Wir sehen hier, daß die Ausarbeitung von Regeln und Normen des Schreibens, in Frankreich von Tory, Estienne u. a. vorangetrieben, in Deutschland von Ickelsamer, Meichsner u. a., zeitgleich und unter Rekurs auf ähnliche Topoi ablief (zur Einordnung dieser Topoi in die aristotelische Tradition der Schrift- und Grammatikreflexion einerseits und in die phonographisch orientierten pädagogischen und Reformbewegungen der Renaissance andererseits, vgl. den grundlegenden Aufsatz von Maas 1986, 247–292). Für das Rumänische wird in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts die Siebenbürger Schule und zu Beginn des 19. Jahrhunderts vor allem Ion Heliade Rădulescu auf den „besunnene Gebrauch“ und „rechtste Setzung der Buochstaben“ Einfluß nehmen.

Und schließlich sollten die Texte übersetzbar sein, insbesondere vom Latein in die sich herausbildenden Nationalsprachen und umgekehrt. Es mag daher nicht verwundern, daß mit Beginn der frühen Neuzeit Glossare und zweisprachige Wörterbücher in großer Zahl aufkommen, in welchen die Semantik sowohl durch Äquivalenzen der Wortpaare zwischen den Sprachen als auch durch Deskription innerhalb einer Sprache eingefangen und den Benutzern als kodifiziertes Lexikon zur Verfügung gestellt wurden. Das Verhältnis von Schriftlichkeit und Sprachbewußtsein besteht in dieser Perspektive im Erkennen des Prinzips, daß der Text so verschriftet werden muß, daß er für sich sprechen konnte. Syntax und Semantik, Anaphorik, Kataphorik und andere textorganisierende Strukturen mußten auf eine Weise eingebracht werden, daß der Text nicht nur erlesen werden, sondern auch verständlich sein konnte. Das Bewußtsein über das kulturelle und das Machtpotential einer romanischen Sprache (gegenüber dem Latein als dominierender Schriftsprache) verändert vom 13. Jahrhundert an das Sprach-

bewußtsein in der Romania. Es kam insbesondere in Spanien unter Ferdinand III. und Alfons X. schon früh zur Blüte und erlebte mit Nebrija die höchste Ausformung; ähnliches vollzieht sich durch Dante in Italien und F. de Oliveira in Portugal (zu F. de Oliveira vgl. Coseriu 1975; über den Ablösungsprozeß von lateinischen Schreibtraditionen in Kastilien im 13. und 14. Jahrhundert und die Herausbildung eines hispanophonen Sprachbewußtseins vgl. Briesemeister 1969, Gumbrecht 1990, Bd. 1, insbes. S. 50 ff, S. 94 ff). Im Frankreich des 17. Jahrhunderts wird, wie andernorts auch, als Modell des *bon usage* die Sprache der besten literarischen Werke zum Vorbild erklärt. Das Nachdenken über Sprache wird wesentlich ein Rasonnieren über die geschriebenen Formen; die Grammatikographie wird eine Grammatikographie schriftlicher Texte, ablesbar an Äußerungen wie: im Französischen werde der Plural der Nomina in der Regel durch enklitisches *-s* gebildet. Eine derartige Aussage gilt aber nur für die Schriftlichkeit und nicht für die Mündlichkeit, wo die Pluralmarkierung meist durch Artikel/Begleiter ausgedrückt wird, sehen wir einmal von der akustisch wahrnehmbaren *liaison* durch *-s-* und dem komplizierten Problem ihrer Registerspezifik sowie den nicht allzu zahlreichen paradigmatischen Kennzeichnungen des Plurals bei Substantiven und Adjektiven auf *-al* ab (vgl. dazu u. a. Geckeler 1976).

3. Schriftinduzierter Sprachwandel

3.1. These

Zugleich mit dem Phänomen der Variabilität im sprachlichen Handeln auf der Achse von Mündlichkeit und Schriftlichkeit ergibt sich, wie bei anderen Varietäten auch, ein Potential an sprachlichen Formen für den Wandel der Sprache. Der Einfluß der Schriftlichkeit auf die Veränderung der Sprache, der schriftinduzierter Sprachwandel genannt werden soll, ist in erster Linie da zu verorten, wo das kulturhistorische Potential der Schriftlichkeit zur Entfaltung kommt und die Sprache verändert, darin eingeschlossen auch die Veränderungen in der gesprochenen Sprache durch die Existenz eines schriftsprachlichen Modells. Schriftinduzierter Sprachwandel hat zur Voraussetzung, daß die Struktur der geschriebenen Texte in der Struktur mündlicher Texte begründet ist, was wohl bei Alphabet- und Silbenschriften immer gegeben zu sein

scheint. Bilder- oder Symbolschriften, wie wir sie aus indianischen Kulturen oder aus Mesopotamien kennen, kommen hierfür nicht in Frage, weil sie, im Unterschied zu Alphabet- und zu Silbenschriften, genau diesen Bezug nicht aufweisen. Schriftinduzierter Sprachwandel erstreckt sich auf jene sprachlichen Bereiche, in welchen die Sprache durch die Formen von und in geschriebenen Texten bereichert/verändert/konserviert wird und in welchen die Formen der Mündlichkeit nach dem Muster der Schriftlichkeit verändert werden. Diese Art von Sprachwandel vollzieht sich, wie andere Phänomene des Sprachwandels auch, in einem Spannungsfeld aus Stase und Dynamik, wobei sich die einzelnen sprachlichen Codes und die Teilbereiche der Sprache mit unterschiedlicher Dynamik verändern: der Code der Mündlichkeit im allgemeinen rascher und insbesondere in Bereichen wie der Lautung, der Morphologie und des Wortschatzes; der Code der Schriftlichkeit meist weniger dynamisch, dafür aber nachhaltiger, historisch tiefer und vor allem in Bereichen der Normierung und Standardisierung, der Ausformung von Textsorten, der Ausprägung von komplexen textgrammatischen und syntaktischen Phänomenen.

Im weiteren (3.2.–3.6.) sollen einige sprach- und kulturgeschichtlich bedeutsame Prozesse dargestellt werden, in welchen schriftinduzierter Sprachwandel einen exponierten Platz einnimmt.

3.2. Auto- und/oder heterozentrierter Sprachausbau

Anhand der einzelsprachlichen Geschichte der romanischen Sprachen, des Deutschen und von vielen anderen Sprachen lassen sich zwei Prozesse sprachlicher Elaboration ermitteln, die zwar nicht ausschließlich, doch aber wesentlich an die Existenz von Schriftlichkeit gebunden sind und über die Jahrhunderte hinweg zur Veränderung der Sprachen beigetragen haben.

Autozentrierter Sprachausbau liegt vor, wenn unter Nutzung eigener Ressourcen die Sprache verändert und für die Erschließung neuer Kommunikationssphären ausgebaut wird. Autozentrierter Ausbau erfolgt häufig in bewußter Abgrenzung zur Nachbarsprache, wie es im Falle des Katalanischen, Galegischen, Korsischen ohne weiteres abzulesen ist. In der Geschichte des Französischen ist der autozentrierte Sprachausbau von besonderer Bedeutung. Vom 16. Jahrhundert an und insbesondere im 17. Jahrhundert gilt ne-

ben der Sprache des Hofes die Sprache der besten literarischen Werke als vorbildliche und daher als die anzustrebende Artikulationsweise. Zugleich wird der sprachliche Usus der Literaten als Referenzvarietät für die Sprachkritik, die Grammatikographie und Lexikographie verwendet, womit die Normierungsbestrebungen in der Gesellschaft auch von Seiten der Grammatiker und Lexikographen gestützt werden.

Heterozentrierter Ausbau führt durch überregionale Verbreitung von sprachlichen Formen geschriebener Texte in anderen Dialektgebieten bzw. unter Zugriff auf andernorts „heimische“ sprachliche Formen in einen sprachlichen Ausgleichsprozeß. Eine wesentliche Voraussetzung für den Zugriff auf fremde Formen ist ihr sprachliches oder soziokulturelles Prestige, wie es aus der Geschichte des (Alt-)Spanischen des 13. Jahrhunderts zu belegen ist. Noch im 12. Jahrhundert war das Spanische weitgehend eine gesprochene Volkssprache. Unter Ferdinand III. (1218–1252) wurde es bereits für die reichsinterne Korrespondenz verwendet. Sein Nachfolger indessen, Alfons X. (1252–1284), genannt der Weise, versammelte an seinem Hofe in Toledo Gelehrte aus der arabischen und jüdischen Hochkultur, darunter zahlreiche Mathematiker, Astrologen und Rechtsgelehrte und ließ deren Texte ins Spanische übersetzen. Für den wissenschaftlichen Diskurs der Hispanophonen stand bis dahin das Latein zur Verfügung, für den poetischen neben dem Kastilischen, Provenzalischen und Mozarabischen auch das Galicische als jener Sprache, in welcher Alfons X. selbst dichtete. Besonders durch die Toledaner Übersetzerschule unter der alfonsinischen Herrschaft wurden im Spanischen die Textsorten der wissenschaftlichen, juristischen und historiographischen Literatur etabliert und ein beträchtlicher Teil des Fachwortschatzes aus der arabischen und lateinischen Literatur übernommen. Der sprachliche Ausbau im (Alt-)Spanischen in den Bereichen von Lexik und Textsorten erfolgte somit dominierend heterozentriert und auf der Basis der Schriftlichkeit.

Sowohl der auto- als auch der heterozentrierte Sprachausbau sind maßgeblich an Schriftlichkeit gebunden und gelten vielfach als komplementäre Prinzipien der sprachlichen Veränderung. Zu belegen sind sie u. a. auch an den Auseinandersetzungen darüber, wie man schreiben solle, d. h. um die Orthographie. Die Diskussionen über die Ortho-

graphie haben in den romanischen Sprachen eine lange Geschichte. Von der einstigen auch von den Katalanen respektierten trinitarischen (Kategorien-)Formel „pronunciación, uso y etimología“ der kastilischen Orthographietheoretiker des 18. Jahrhunderts (vgl. Segarra 1985, 82 ff) treten im 19. Jahrhundert, zur Zeit der *Renaixença*, der *us constant* und die Etymologie in den Vordergrund, wobei beide Prinzipien von den rivalisierenden „arcaïstes“ und „usistes“ zwar anerkannt, doch unterschiedlich fokussiert werden: nämlich in ihrer Nähe oder in ihrer Distanz zur Schreibung des Kastilischen. Dies wird dann auch der Topos in der Orthographiediskussion des 20. Jahrhunderts im Anschluß an die *Normes ortogràfiques* von Pompeu Fabra sein (vgl. ebd. 367 ff): der Abstand zum Spanischen, die Spezifik des Katalanischen und das Sichtbarmachen der Etymologie unter Berücksichtigung der dialektalen Graphien und des nationalen Bewußtseins.

3.3. Visualisierung der Grammatikalität

Im Übergang von der Mündlichkeit zur Schriftlichkeit sowie im Übergang von der lateinischen *scriptio continua* zu den (Ortho-)Graphien der heutigen romanischen Sprachen ist ein Prozeß zu konstatieren, der als Visualisierung der Grammatikalität bezeichnet werden soll. Dieser Prozeß begegnet uns sowohl in der Ausformung und der grammatographischen Explizierung der einzelsprachlichen Grammatiken als auch in verschiedenartigen textgrammatischen Veränderungen. Dazu gehört zunächst die Gliederung des fortlaufend geschriebenen lateinischen Textes in Wörter durch die Einführung eines hochgestellten Punktes bzw. des *Spatiums* und später auch der Interpunktion, womit die grammatische Struktur der Texte sichtbar und zugleich der kulturtechnisch bedeutsame Übergang vom lauten Lesen zum stummen Lesen möglich wurde. Die Übernahme dieser Gliederungstechnik in die romanischen Sprachen ist spannungsgeladen und auch in der Gegenwart noch ein Problem der schriftsprachlichen Sozialisation. Eine der stetig wiederkehrenden grammatischen Übungen in der französischen Grundschule des 19. und 20. Jahrhunderts, die auch in anderen nationalen Schulen wiederzufinden ist, besteht in der Gliederung von Graphemketten in grammatische Einheiten: *un signe de bonheur* in *un signe de bonheur*, *je le faisais* in *je le faisais* (vgl. dazu Chervel 1977, 57; Erfurt 1993 a). Der Effekt dieser Übungen wie von Visuali-

sierung der Grammatikalität überhaupt besteht in erster Linie darin, das Normbewußtsein durch grammatische Analysen der morphologischen und syntaktischen Beziehungen innerhalb einer Äußerung, eines Wortes, Satzes oder Textes zu schärfen und damit letztlich gleichermaßen „richtiges“ Sprechen wie die Einhaltung orthographischer Normen anzuerziehen.

Grammatikalität anderer Art wird im Zuge der sprachlichen Elaboration und Verdichtung (vgl. 2.2.3.) sichtbar. In quantitativer und funktional-semantischer Hinsicht sind die Ergebnisse von Schlieben-Lange (1991a) zu den Konjunktionen in wissenschaftlichen, literarischen und Rechtstexten interessant. Sie kommt zu der Schlußfolgerung, daß die Frequenz von Konjunktionen in wissenschaftlichen Texten spürbar höher ist als in literarischen (vgl. S. 31). Weiterhin habe sich das Verhältnis zwischen Konjunktionen mit koordinativer Bedeutung und solchen mit subordinativer Bedeutung, welche in spätmittelalterlichen und in Renaissance-texten noch wenig strukturiert sind, vom 18. Jahrhundert an eindeutig zugunsten der letzteren verschoben (S. 36). Sprachgeschichtlich betrachtet ist zwischen dem 12./13. Jahrhundert und dem 16. Jahrhundert zunächst ein starker frequentativer Zuwachs und dann vom 17. Jahrhundert an wieder eine Reduktion der Konjunktionen zu konstatieren. Der Zuwachs an Konjunktionen fällt also genau in die Zeit des Aufblühens schriftlicher Fixierungen von administrativen, religiösen, wissenschaftlichen und poetischen Sachverhalten und kann als Ausdruck einer „bemühten Schriftlichkeit“ interpretiert werden, in welcher es den Autoren darauf ankommt, möglichst eindeutige textuelle Beziehungen herzustellen. Nicht also Weitschweifigkeit und unentwegtes Tautologisieren, wie manchmal behauptet, bestimmt die Form und die Struktur dieser Texte, sondern der Zwang, in einer zum Latein vergleichsweise „unfertigen“ Volkssprache mit einem neuen Medium zurechtzukommen.

Visualisierung der Grammatikalität, so läßt sich zusammenfassen, sedimentiert in der Ausformung von Konventionen der Schreibung, insbesondere der expliziten grammatischen Gliederung und der oft lese- und verständigungsökonomisch begründeten orthographischen Verfaßtheit, aber auch in der Ausbildung textgrammatischer Gliederungstechniken und von sprachlichen Mustern für Textsorten einschließlich von textsortenge-

bundenen sprachlichen Mitteln. Im Anschluß an Givón (1979) läßt sich Visualisierung der Grammatikalität als der im Übergang von der Mündlichkeit zur Schriftlichkeit ablaufende Veränderungsprozeß fassen, in welchem der „syntaktische Modus“ gegenüber dem „pragmatischen Modus“ ausgebaut wird.

3.4. Normierung und Standardisierung

Im Deutschen, Französischen und wohl auch in vielen anderen Sprachen begegnen uns sinngemäß Wendungen wie „nach der Schrift reden“ für ‚die Hochsprache sprechen‘ (Eggers 1969), „reden wie gedruckt“ oder frz. „parler comme un livre“. Gemeint ist damit eine mündliche Äußerung, die einem vorkonzipierten, intensiv formulierten, syntaktisch bruchfreien, letztlich also einem schriftkonstituierten und standardsprachlich artikulierten Text entspricht, womit anschaulich die Funktion der Schriftlichkeit bei der Herausbildung einer Varietät markiert wird, die dem sprachlichen Standard entspricht oder sich ihm annähert. Unter Standard soll in Anlehnung an Johanson (1989, 83) eine dialektneutrale und prestigeträchtige Varietät verstanden werden, eine Varietät, die folglich überregional verbreitet ist, normbildend und variationsreduzierend wirkt (zur Diskussion über Normierung und Standardisierung, vgl. Holthus & Radtke (ed.), 1986, 1989, 1990; Erfurt 1993 b). Referenzvarietät für die Herausbildung des Standards sind die in gesprochenen und geschriebenen Texten einer bestimmten Region niedergelegten sprachlichen Formen, für das Französische die des Pariser Beckens. Eine wesentliche Voraussetzung für seine Entstehung war in der Geschichte dieser Sprachen die Zirkulation von Texten, die nach Einführung der Gutenbergschen Drucktechnik (vgl. dazu ausführlich Giesecke 1991) stark zugenommen haben. Daß jedoch schriftsprachliche Produktion und die Zirkulation von Texten nicht notwendig zur Herausbildung eines Standards führen müssen, zeigt sich an der Sprachsituation des Italienischen und der Existenz von piemontesischen, lombardischen, venezianischen, neapolitanischen etc. (Dialekt-)Literaturen. Ein Zusammenhang von Standard und Schriftlichkeit wird auch daran ablesbar, daß bei der Schreibung von nicht standardsprachlichen Wörtern Schwankungen in der Orthographie bzw. unterschiedliche graphische Realisierungen an der Tagesordnung sind. Albrecht (1990, 103 f) nennt u. a. folgende Varianten: *gnaule-*

gnôle-gniole-niole, piaule-piole, taule-tôle, gnace-gnasse-gniace, sinoque-cinoque, pagaie-pagaye-pagaille.

Normierung und Standardisierung werden im starken Maße durch gesellschaftliche Institutionen wie Schule und Hochschule, durch die Verlage, die Medien wie Presse, Funk und Fernsehen, Theater und Kino, die staatliche Verwaltung, die Akademien mit sprachpflegerischer und normativer Funktion, die Kirchen und ihren Umgang mit kanonischen Texten geprägt. Die Sprecher dieser Institutionen haben dabei gegenüber den übrigen Angehörigen der Sprachgemeinschaft eine sprachliche Musterfunktion insofern, als sie in ihrer Mehrheit Intellektuelle und an der Schriftlichkeit geschulte Personen sind und durch ihre besondere sprachliche Qualifikation die öffentliche Kommunikation prägen. Französische Soziolinguisten sprechen diesbezüglich in Anlehnung an sprachpolitische Auffassungen Antonio Gramscis von der „sprachlich-kulturellen hegemonischen Schicht“ (Marcellesi & Guespin 1986). In der Sprachwandeltheorie werden die gerade erwähnten sprachpolitischen Implikationen von Normierung/Standardisierung und Schriftlichkeit nicht selten gering veranschlagt oder gar nicht in die Betrachtung einbezogen. Die Tatsache, daß in der Morphologie der romanischen Sprachen – noch immer – eine beträchtliche Menge von Suppletivformen vorhanden ist, obwohl sie in der Betrachtungsweise nach der Morphologischen Natürlichkeit längst abgebaut sein sollten, hat sicher zum einen damit zu tun, daß Suppletionsabbau nicht zwingend ist – vgl. die aus dem Lateinischen ererbten Suppletivformen frz. *bien/mieux*, span. *bien/mejor* (in der spanischen Umgangssprache allerdings ist die Suppletion bereits abgebaut; als Komparativ zu ‚bien‘ wird ‚más bien‘ gebildet), ital. *benel/meglio* aus lat. *benelmelius*; frz. *mauvais/pire* –, zum anderen wohl aber auch damit, daß diese Formen in den sprachpolitischen Institutionen systematisch erlernt werden und ihre Tradierung gesellschaftlich kontrolliert wird.

Für schriftinduzierten Sprachwandel im Zuge der Herausbildung orthoepischer Normen bietet das Französische ein reiches Datenmaterial. Die Fälle von Veränderungen in der Lautung aufgrund von graphischen „Vorlagen“ sind zahlreich (vgl. Alarcos Llorach 1965, 1984 zum Spanischen; Şuteu 1976 zum Rumänischen; Buben 1935, Straka 1981, 1990, Schmitt 1984 zum Französischen). Straka (1990, 30–31) hat den Versuch einer

Bündelung der Einflüsse der französischen Graphie auf die Aussprache versucht und unterscheidet die folgenden Sphären.

- Tendenz der Generalisierung des häufigeren phonischen Wertes bei Graphemen, die mehr als eine phonische Realisierung kennen. Zum Beispiel: In gelehrten Wörtern wie *signe, signer, signifier, insigne, maligne* u. a. wurde <gn> zunächst /n/ ausgesprochen, wovon gelegentlich Graphien wie *dine, sine, siner* zeugen. Im 18. Jahrhundert setzt sich in Übertragung der Aussprache von *montagne* oder *gagner* die Lautung /ɲ/ durch. In Lehnwörtern lateinischen Ursprungs aus jüngerer Zeit wie *igné, ignivore, inexpugnable, magnat, stagner, stagnant* wurde <gn> zunächst als /gn/ realisiert, seit Beginn des 19. Jahrhunderts setzte sich jedoch die Lautung /ɲ/ oder /nj/ durch.
 - Im Falle von Graphemen, die aus mehreren Buchstaben zusammengesetzt sind, veränderte „falsche“ Segmentierung die Lautung des Wortes, weil der erste oder der letzte Buchstabe zum benachbarten Graphem gehörig betrachtet wird. Nachhaltige Konsequenzen hatte die Einführung der Graphie <ign> im Zuge der Normierungsbestrebungen der Académie Française im 17. Jahrhundert für den Laut /ɲ/ statt bzw. neben der Graphie <gn>. Das Wort *aragnée* (segmentiert in *ara-gnée*) /arapɛ/ wird von da an mit <ign> als *araignée* geschrieben und durch 'falsche Segmentierung' (*arai-gnée*) in der Aussprache zu /arɛɲɛ/ gewandelt. Auf ähnliche Weise erklärt sich der Wandel von /o/ zum Diphthong /wɛ/ bzw. /wa/ in Wörtern wie *e(s)logner*, sprich: /elɔɲɛ/, *jognant* /ʒɔɲɑ̃/, *te(s)mogner* /temɔɲɛ/, in deren Graphie im 16. Jahrhundert <ign> erscheint und die dann so gelesen wurden, als ob <o> und <i> zusammengehörten, d. h. als /wɛ/, später als /wa/. Domergue kritisiert noch die Aussprache der Reihe *poigne, poignée, poignet, poignard, poignant, empoigner, moignon*, wobei er betont, daß das <i> stumm sei, doch vergebens. Der Diphthong setzte sich durch, mit den beiden Ausnahmen *oignon* und *encoignure*.
 - Im Bestreben, in der Graphie die Etymologie sichtbar zu machen, manchmal auch durch falsche etymologische Bezüge, wurden Buchstaben wieder eingefügt, die im Laufe der phonetischen Entwicklung verschwunden waren. Zunächst noch als etymologisches Zeichen stumm, wurden sie später artikuliert. Vom Ende des 15. Jahrhunderts an wurde die Relatinisierung zu einer wahren Manie. So wurde in eine Vielzahl von Wörtern vor Konsonant ein latinisierendes <s> eingefügt, das dann später auch in die Lautung einging: *admonéter*–*admonester, fétoyer*–*festoyer, recousse*–*rescousse* u. a. In *presque, puisque, lorsque, jusque*, die zunächst ohne <s> geschrieben und gesprochen wurden, vermutet Gougenheim (1929, 75) die Restitution des /s/ in Analogie zu /parskə/ *parce que*.
- Der Einfluß der Graphie auf die Lautung zeigt sich weiterhin in der Wiederherstellung des Endkonsonanten in der Aussprache vieler einsilbiger, aber auch mehrsilbiger Wörter, der gewiß nicht gesprochen würde, wenn es die schriftliche Vorlage nicht gäbe. Einige Belege für die Aussprache bzw. (Wieder-)Herstellung des Endkonsonanten im Neufranzösischen sind: /k/: *avec, coq, donc, chic*; /t/: *but, net, août, fait, huit*; /s/: *fils, sens, six, moeurs, mais, tous, plus* (affirmativ), *tandis* (que), *stimulus*; /f/: *neuf, nerf, self*; /p/: *cep*; /b/: *pub*; /R/: *super, sieur, sueur, soeur, stoppeur, splendeur* u. v. a. Nomina auf -eur, -star, *séjour*; /d/: *stand*; /ks/: *sphinx, sphex*; /l/: *sel, scalpel, péril*. Dieses unter dem Oberbegriff der „spelling pronunciation“ (vgl. Levitt 1968, 1978; Söll 1980) zu subsumierende Phänomen des Hörbarwerdens graphisch repräsentierter Endkonsonanten hat verschiedene Ursachen. Söll (1980, 82) nennt die folgenden: Ausbau von Einsilblern; Homonymdifferenzierung (*deux* – *d'œufs*), wobei allerdings auch neue Homonymien entstehen können; Anschluß an die Wortfamilie (*sens, sensé, sensible*), wobei aber auch Trennung von der Wortfamilie vorkommt (*péril* vs. *périlleux*); Analogie; Expressivität; Tendenz zur Vereinheitlichung des Wortauslautes (Aussprache des Endkonsonanten bei gleichzeitiger Aufgabe der fakultativen liaison).

3.5. Funktionalisierung

Funktionstypologisch betrachtet ergeben sich für die ersten Texte der romanischen Sprachen, die den Übergang von der Mündlichkeit zur Schriftlichkeit bezeugen, zwei Typen: (a) die Funktionalisierung der schriftlichen Äußerungen in bestimmten Kommunikationsbereichen oder Diskursuniversen und

(b) nach ihrer medialen bzw. konzeptionellen Verfaßtheit. In einer Typologie nach Kommunikationsbereichen oder Diskursuniversen fallen die ersten Textbelege für die Schriftlichkeit der romanischen Sprachen auf juristische Texte wie die „Straßburger Eide“ (842) oder die Zeugnisformeln aus Kampanien der Jahre 960 und 963. Für das Spanische sind es Homilientexte wie die „Glosas emilianenses“ und die „Glosas silenses“ aus der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts. Zeitig belegt sind poetische Texte wie das Veroneser Rätsel („Indovinello veronese“) in Oberitalien um 800 oder die Eulalia-Sequenz aus der 2. Hälfte des 9. Jahrhunderts. Später stoßen wir auf epische und historiographische Texte wie das französische „Chanson de Roland“ oder „El cantar de mio Cid“ in Kastilien. Die ersten Belege der sardischen Sprache sind uns mit Verwaltungsakten und Rechtstexten überliefert, während das im Nordwesten der iberischen Halbinsel verbreitete Galizisch zunächst durch poetische Texte dokumentiert ist. Es sind dies Texte genau aus denjenigen sozialen Bereichen und Diskursuniversen wie Recht und Verwaltung, Kirche, Wissenschaft und Poetik, in welchen die Schriftlichkeit traditionell eine exponierte Stellung eingenommen hatte, weil sich hier schon zeitig ein Interesse und ein gesellschaftlicher Bedarf an schriftlicher Fixierung von Sachverhalten herausgebildet hatte (vgl. Schlieben-Lange 1983; Ong 1987; → Art. 41). Für die romanischen (Volks-)Sprachen steht die lateinische Schrifttradition Pate. Das gesamte Mittelalter über und bis in die Renaissance hinein besteht eine diglossische Situation zwischen den vor allem gesprochen existierenden romanischen Sprachen und dem als Schriftsprache praktizierten Latein (vgl. Lüdtkke 1964). Die allmähliche, schrittweise Ablösung dieser Diglossie setzt im 12. Jahrhundert in Frankreich und Spanien ein, während sie in der Ostromania, in Rumänien, noch bis in die 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts präsent bleibt.

Der andere Funktionstyp hat die mediale bzw. konzeptionelle Verfaßtheit zum Kriterium. Mitte der sechziger Jahre haben Lüdtkke (1964) und Wunderli (1965) auf die bis dahin bei der Beurteilung der ältesten romanischen Texte nicht beachtete Unterscheidung zwischen Vorlesen und Protokollieren von Textzusammenhängen hingewiesen und diese kommunikativen Funktionen als konstitutiv für die sprachliche Verfassung der Texte herausgearbeitet. Die Dichotomie von Protokollieren und Vorlesen antizipiert in gewissem

Sinne die spätere Codetheorie von Söll (1974) bzw. die Theorie der „Sprache der Nähe/Sprache der Distanz“ (vgl. Koch & Oesterreicher 1985) mit ihrem wesentlichen Bestimmungstück der „konzeptionellen Mündlichkeit/Schriftlichkeit“ (→ Art. 1, 44; vgl. Abschnitte 4.3., 4.4.). Diese Theorie auf die ältesten romanischen Texte bezogen, ermöglicht Koch (1993) im Spannungsfeld von Mündlichkeit und Schriftlichkeit die Ausarbeitung folgenden Kategorienrasters (insbes. S. 44–58):

- graphisch fixierte Mündlichkeit (*l'oralité mise par écrit*): z. B. „Inscrizione della catacomba di Commodilla“ in Rom aus der 1. Hälfte des 9. Jahrhunderts oder die „Inscrizione di San Clemente“ in Rom aus dem 11./12. Jahrhundert
- Listentexte, die notwendig graphisch verfaßt sind: z. B. „Nodicia de kesos“, Ende des 10. Jahrhunderts in Léon
- oral finalisierte Schriftlichkeit (*scripturalité à destin vocal*): z. B. „Serment de Strasbourg“ von 842, evtl. Poitou oder Ostfrankreich, „Séquence de Sainte-Eulalie“, Ende des 9. Jahrhunderts, Flandern–Pikardie–Wallonien, „Cantigas de Santa Maria“, 1257–1279, Galizien, „La vie de Saint-Alexis“, ca. 1040, England
- sprachliche Kontraste und Kontaminationen (*tensions et contrastes linguistiques*): z. B. „Glosas emilianenses“, 10. Jahrhundert, Navarra, „Version interlinéaire d'Einsiedeln“, Anfang des 12. Jahrhunderts, die mozarabischen „Hargas“, ab 11. Jahrhundert, iberische Halbinsel.

Während die Wissensvermittlung und die Organisation der gesellschaftlichen Beziehungen in vielen Bereichen weiterhin der oralen Kommunikation vorbehalten bleibt, gewinnt – in Konkurrenz zu den lateinischen Texttraditionen – die Arbeit am geschriebenen Text in der jeweiligen romanischen Sprache, d. h. die Ausformung einer eigenen Schriftsprache, eine sprachpolitische Bedeutung ersten Ranges. Die weitere Entwicklung läßt sich, wenn auch etwas schematisch, durch zwei Prozesse beschreiben:

a) Ein Prozeß der Ausdifferenzierung von einerseits stärker konzeptionell schriftlichen Kommunikationsbereichen wie Wissenschaft, Recht, Verwaltung, Arbeitsorganisation, Literatur einerseits und stärker konzeptionell mündlichen Kommunikationsbereichen wie in der öffentlichen und privaten Kommunikation, später dann in den elektronischen

Medien, im Bildungs- und im Erfahrungserwerb in sozialen Institutionen andererseits. Die Ausdifferenzierung von stärker konzeptionell schriftlichen Kommunikationsformen geht einher mit der Einführung einer Vielzahl bis dahin nicht gekannter sprachlicher und semiotischer Formen und Strukturen, so etwa von Abkürzungen für Titel, für Namen, für Anredeformen etc., von Formeln für wissenschaftliche Zusammenhänge, von Tabellen und Synopsen zur systematischen Gliederung von sprachlich vermittelten Sachverhalten, von Fachterminologien, von speziellen textuellen Gliederungstechniken wie Verweisstrukturen sowie von metasprachlichen und metakommunikativen Explikationsverfahren. Sie tragen dazu bei, das sprachliche Repertoire und die Techniken der Versprachlichung von Sachverhalten zu verändern.

b) Ein Prozeß der Ausstrahlung, der Modellbildung konzeptionell schriftlicher Verfassung von Sprache auf die Mündlichkeit, in dessen Ergebnis Textsorten wie der öffentliche Vortrag, das Theaterstück, die Vorlesung etc. entstehen, d. h. Kommunikationsformen, die Kriterien folgen wie der Reduzierung der Spontaneität zugunsten der Vorgeplantheit und Vorstrukturiertheit der Äußerung, der stilistischen Variation, der Antizipation von Rezipientenreaktionen, vielfach auch der Annäherung an oder der Zugriff auf die standardsprachliche Lautung bei gleichzeitiger Reduzierung von Dialektalismen.

3.6. Konservierung

Nicht selten wird die Schriftlichkeit als retardierendes Moment für den Sprachwandel genannt, d. h. sie verzögere den sprachlichen Evolutionsprozeß vor allem dadurch, daß unter Rekurs auf die schriftliche Fixierung von Sprache der sprachliche Usus festgeschrieben und normativ kodifiziert wird. In der Diskussion um die Orthographie des Katalanischen, Spanischen, Französischen, Rumänischen und anderer Sprachen taucht zudem noch die Etymologie als eines der Grundprinzipien der Verschriftlichung neben dem 'Usus' auf. Die Schreibung wird von der Gesellschaft somit zum Ort und zum Medium auserkoren, um historische Zusammenhänge der Sprache zu konservieren und sichtbar zu machen. Als eine der Konsequenzen wird dann in Kauf genommen, daß die Schriftlichkeit hinter der Dynamik der Mündlichkeit zurückbleibt, was bekanntermaßen auch eine der Ursachen für die verbreiteten Probleme bei der Aneignung der

Orthographie ist. Allein auf diesen Zusammenhang sollte die konservierende Funktion der Schriftlichkeit indessen nicht beschränkt werden. Konservierung bedeutet auch das über lange Zeit hinweg und wiederholte Verfügbarsein von geschriebenen Texten, womit sich erst das Bewußtsein vom Sprachwandel entwickeln kann.

4. Sprachtheorien, Schriftlichkeit und Sprachwandel

4.1. Vom Dilemma der Ausgrenzung der Schrift

Die Geschichte der sprachwissenschaftlichen Theoriebildung von Ferdinand de Saussure (1916/1974) über Leonard Bloomfield (1933) bis in die jüngste Vergangenheit ist voll von Hinweisen darauf,

- daß die Schrift einem ontogenetischen und phylogenetischen Verständnis zufolge etwas aus der gesprochenen Sprache Abgeleitetes ist bzw. daß der gesprochenen Sprache die Rolle eines Primats gegenüber der Schrift als nur sekundärer Sprachwirklichkeit zukommt. Daraus wurde die Schlußfolgerung abgeleitet,
- daß die gesprochene Sprache, die Rede, der Gegenstand der Sprachwissenschaft sei, nicht aber die Schrift, die folglich bis auf wenige Ausnahmen vom Gros der Fachgemeinde als nicht relevant aus dem Gegenstandsbereich sprachwissenschaftlicher Reflexion ausgeklammert wurde (zur Kritik dieses „Abhängigkeitsdogmas“ (Feldbusch) vgl. Günther & Günther 1983; Feldbusch 1985, 1988; Baum 1987; Maas 1986, 1992).

In Anbetracht der immer wieder vorgetragenen Grundposition zum Primat der gesprochenen Sprache in der sprachwissenschaftlichen Theoriebildung mußte es eigentlich als sonderbar empfunden werden, daß einerseits umfangreiche Diskussionen über Phänomene wie 'unvollständiger Satz', 'Ellipse', 'Anakoluth', 'Satzabbruch' usw. stattfinden, deren Bezugsebene wohl immer nur der ausgeformte, vollständige Satz in der schriftsprachlichen Artikulation sein kann und nicht die der gesprochenen Sprache. Andererseits wurden wiederum solche typischen Erscheinungen der gesprochenen Sprache wie Abtönungs- oder Modalpartikeln, Gliederungssignale, metakommunikative und reorganisierende Einheiten, Reformulierungs-

und Korrekturhandlungen immer nur als Einzelphänomene behandelt, weil sie in ein umfassenderes Analysekonzept gesprochener Sprache nicht eingeordnet werden konnten. Dieser Widerspruch in der jeweils codebezogenen Phänomenologie von Mündlichkeit und Schriftlichkeit und seiner wissenschaftlichen Beschreibung begründet ein Dilemma in der deskriptiven Tradition der Sprachwissenschaft. Kritik an der mangelhaften Differenzierung von Mündlichkeit und Schriftlichkeit wurde bereits durch Wunderlich (1894) und Behaghel (1899), später auch durch Schmitt (1931) zum Ausdruck gebracht.

4.2. Der „Buben-Effekt“

Während Wunderlich, Behaghel, Schmitt u. a. vor allem die verschiedenen Techniken und Formen der mündlichen und der schriftlichen Artikulation im Blick hatten, leistete Vladimír Buben (1935) mit seiner Studie über den Einfluß der Orthographie auf Veränderungen der Lautung einen Beitrag zur systematischen Erforschung der Zusammenhänge von Schriftlichkeit und Sprachwandel. Bubens Untersuchungen konzentrieren sich auf das Neufranzösische, wie es sich seit dem 17. Jahrhundert herausgebildet hat. Einen Einfluß der (Ortho-)Graphie auf die Lautung ermittelt er erstens bei veralteten, seltenen, technischen und gelehrten Wörtern, welche nicht oder nur in einer schwachen oralen Tradition stehen, weiterhin bei Eigennamen mit zunächst regional geprägter Aussprache sowie bei Namen und Wörtern aus anderen Sprachen. Ein zweiter Datenbereich besteht in Wörtern mit historischer oder etymologischer Graphie, deren Aussprache sich an der Schreibung orientiert und beispielsweise zur Artikulation von vormals stummen etymologischen Buchstaben oder zur Aussprache von normalerweise stummen Endkonsonanten führte. Diese Art sprachlichen Wandels wurde als *spelling pronunciation* konzeptualisiert (vgl. dazu Koeppel „Spelling-pronunciations“ Strassburg: Trübner 1901, zit. nach Buben 1935, 17; Levitt 1968; Söll 1980). Daß dieses Phänomen nicht auf das Französische mit seiner stark etymologisch und historisch geprägten Orthographie beschränkt ist, sondern auch für Sprachen gilt, die stark phonographisch ausgeformt sind, zeigen die in Bubens Tradition stehenden Untersuchungen von Şuteu (1976) zum Rumänischen und von Alarcos Llorach (1965, 1984) zum Spanischen.

4.3. Funktionale Betrachtung der Sprache und Codetheorie

Bubens Untersuchungen beschränken sich auf die Analyse von Phonem-Graphem-Beziehungen im Französischen und den durch die Schriftform initiierten Wandel. Nahezu zeitgleich mit dem Erscheinen seines Werkes formulieren die dänische Glossematik und die Prager Schule ihre Kritik an der „phonetischen Sprachanschauung“ (Vachek 1976 a, 229) des Strukturalismus. Zunächst Artymovč (1932) und dann vor allem Vachek (1939, Nachdruck 1976 a) und Uldall (1944) begründen, daß Sprechen und Schreiben zwei verschiedene Realisationsformen von Sprache mit eigenen Normen darstellen, jeweils für sich und zugleich untereinander systematische Beziehungen aufweisen und mit unterschiedlichen „kulturellen und/oder zivilisatorischen Zwecken und Funktionen“ (Vachek 1976 a, 246) verbunden sind. An diese Positionen knüpften weitere theoretische Betrachtungen und empirische Studien an, so u. a. von Catach (1968), von Söll (1980) und von Anis (1988) zum Französischen. Ausgehend von Ludwig Söll, hat sich in der Romanistik ein Verständnis von Sprache etabliert, nach welchem zwischen der Realisationsform, die strikt an das Medium (phonisch/graphisch) gebunden ist, und der Konzeptionsform von Sprache (gesprochen/geschrieben), die auf den primären oder unmittelbaren Kommunikationsweg abgestellt ist, unterschieden wird. Demnach konstituiert sich Sprache aus vier Codes: der phonische und der graphische, der Code des Gesprochenen und der Code des Geschriebenen (vgl. Söll 1980, 17 ff). Die üblichen Repräsentationen sind gesprochen und phonisch einerseits sowie geschrieben und graphisch andererseits. Im Anschluß an Söll haben Koch & Oesterreicher (1985) das Modell der sprachlichen Codes weiter ausgearbeitet und damit den Weg für die Beschreibung eines intralingualen codeinduzierten Dynamismus in der Sprachentwicklung eröffnet. Mit dem Begriffspaar „Sprache der Nähe“ und „Sprache der Distanz“ lenken Koch & Oesterreicher die Aufmerksamkeit auf die Beziehung von Kommunikationsbedingungen und Versprachlichungsstrategien. Das Begriffspaar ist im konzeptionellen Bereich von Mündlichkeit und Schriftlichkeit angesiedelt und referiert auf ein Kontinuum, in welchem mehrere die Äußerungsform kennzeichnende kommunikative Parameter zusammenwirken, so zum Beispiel: soziales Verhältnis, Anzahl, räumliche und zeitliche

Situierung der Kommunikationspartner; Sprecherwechsel; Themafixierung; Öffentlichkeitsgrad; Spontaneität und Planung, Rolle des sprachlichen, des situativen und des soziokulturellen Kontextes (vgl. S. 19). Als Fazit ihrer Überlegungen stellen sie jeweils offene Listen von Merkmalen für die Kommunikationsbedingungen und für die Versprachlichungsstrategien zusammen, die für die „Sprache der Nähe“ und die „Sprache der Distanz“ typisch sind. Kennzeichnend für die meisten Äußerungsformen ist ihr skalarer Charakter zwischen den Polen von extremer Mündlichkeit und extremer Schriftlichkeit. Deutlich wird dabei, daß konzeptionelle Schriftlichkeit ein Potential darstellt, das sprachlichen Wandel bedingt, d. h. ihn verursacht, ermöglicht oder beschränkt.

4.4. Sprachwandel im Übergangsfeld von „Aggregation“ und „Integration“

Während die Begriffe „Sprache der Nähe“ und „Sprache der Distanz“ hauptsächlich situative Parameter der Kommunikation mit Versprachlichungstechniken korrelieren, erfassen die Begriffe „Aggregation“ und „Integration“ die textsortenspezifische Ausformung und Gliederung von Sätzen und Texten im sprachhistorischen und typologischen Kontext. Sie müssen als die tragenden Begriffe eines sprachwissenschaftlich fundierten kulturhistorisch-semiotischen Forschungsprogramms über die Beziehungen von Mündlichkeit und Schriftlichkeit angesehen werden (vgl. Raible 1989, 1991 a, 1992; Ludwig 1989). Um diese Begriffe herum ordnen sich zahlreiche andere Phänomene wie die sprachlichen und semiotischen Einheiten der Schrift- und Textgestaltung (Meisenburg 1989, 1990, 1993; Frank 1993), Aspekte des Wandels grammatischer, semantischer und textueller Strukturen im Verlaufe der Verschriftlichung von romanischen, Kreol- und anderen Sprachen. Besondere Aufmerksamkeit wurde bislang den syntaktischen Veränderungen im Übergang von der Mündlichkeit zur Schriftlichkeit zuteil, insbesondere den Strukturen der Verknüpfung von Teilsätzen und Teiltextrn wie präpositionalen Fügungen, Konjunktionen und Gerundial- und Partizipialkonstruktionen zum Ausdruck von koordinativen und subordinativen Beziehungen, die Raible (1992) in der Kategorie „Junktion“ zusammenfaßte. ‚Aggregation‘ wird durch Phänomene wie die lineare Reihung von Satz- oder Redeteilen, die geringe explizite syntaktische Kohäsion, die Verwendung von „passe-par-

tout“-Wörtern und Diskurspartikeln, das Fehlen von ausgearbeiteter textueller Kohärenz, starker pragmatischer Organisation u. a. bestimmt, während für die ‚Integration‘ ausgearbeitete textuelle Kohärenz, explizite Koordination und Subordination, die Verwendung eines präziser gewählten Wortschatzes und geringere pragmatische Strukturiertheit typisch sind (vgl. Ludwig 1989, Raible 1992). Während für die Mündlichkeit das Prinzip der Aggregation ausschlaggebend ist, wird im Übergang zur Schriftlichkeit mit der Integration ein anderes Strukturierungsprinzip produktiv: Subordination, Verschachtelung, Einbettung von Sachverhaltsdarstellungen niederer Ordnung in die höherer Ordnung. Vor unseren Augen laufen diese Prozesse im Zuge der Verschriftlichung von Kreolsprachen ab, so beispielsweise in den französisch basierten Kreols von Guadeloupe oder Martinique (vgl. Ludwig 1989). Für die Schaffung neuer Junktionstechniken in der Schriftsprache wird von der Möglichkeit Gebrauch gemacht, „Anleihen“ im Französischen als derjenigen Sprache aufzunehmen, mit der diese Kreols genetisch verwandt sind bzw. aus denen heraus sie sich entwickelt haben. So wie sich hier eine „Refranzisierung“ (Raible 1992, 202) abzeichnet, kann bei den romanischen Vulgärsprachen des Mittelalters im Zuge ihrer Verschriftlichung eine „Relativisierung“ in der Syntax (ebd.) festgestellt werden.

Mein Dank gilt Klaus Bochmann (Leipzig), Utz Maas (Osnabrück) und Brigitte Schlieben-Lange (Tübingen) für zahlreiche Hinweise zu einer früheren Fassung des Textes.

5. Literatur

- Alarcos Llorach, Emilio. 1965. Representaciones gráficas del lenguaje. *Archivum* 15, 5–58.
- . 1984. Condicionamientos gráficos en la fonética del español. In: *Actas de II congreso internacional de lengua española* (1981). Las Palmas, 35–44.
- Albrecht, Jörn. 1990. „Substandard“ und „Subnorm“. Die nichtexemplarischen Ausprägungen der „Historischen Sprache“ aus varietätenlinguistischer Sicht (Fortsetzung). In: Holtus & Radtke, 44–127.
- Anis, Jacques. 1988 (avec la coll. de Jean Louis Chiss et Christian Puech). *L'écriture. Théories et descriptions*. Bruxelles.

- Artymovyč, A. 1932. Fremdwort und Schrift. In: *Charisteria Guilelmo Mathesio quinquagenario a discipulis et Circuli Linguistici Pragensis sodalibus oblata*. Prag, 114–117.
- Baum, Richard. 1987. Hochsprache, Literatursprache, Schriftsprache. Materialien zur Charakteristik von Kultursprachen, Darmstadt.
- Behaghel, Otto. 1899. Geschriebenes und gesprochenes Deutsch. In: *Wiss. Beihefte zur Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins*, Nr. 17/18, 213–232.
- Besch, Werner, Reichmann, Oskar & Sonderegger, Stefan (ed.). 1984/85. *Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung*. 2 Bde. Berlin/New York.
- Bloomfield, Leonhard. 1933. *Language*, New York.
- Briesemeister, Dietrich. 1969. Das Sprachbewußtsein in Spanien bis zum Erscheinen der Grammatik Nebrijas (1492). In: *Iberoromania* 1, 35–55.
- Buben, Vladimir. 1935. *Influence de l'orthographe sur la prononciation du français moderne*. Bratislava.
- Bühler, Karl. 1934. *Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache*. Jena.
- Catach, Nina. 1968. *L'orthographe française à l'époque de la Renaissance. Auteurs–Imprimeurs–Ateliers d'imprimerie*. Genève.
- Chervel, André. 1977. *Histoire de la grammaire scolaire. [...] et il fallut apprendre à écrire à tous les petits Français*. Paris. 1977.
- Coseriu, Eugenio. 1975. 'Taal en functionaliteit' bei Fernao de Oliveira. In: Abraham, Werner (ed.), *Ut Videam. Contributions to an understanding of Linguistics. For Pieter Verboegh on the occasion of his 70th birthday*. Lisse, 67–90.
- . 1983. Linguistic change does not exist. *Linguistica nuova ed antica*, 1/1983, 51–63.
- Desbordes, Françoise. 1990. *Idées romaines sur l'écriture*, Lille.
- Eggers, Hans. 1969. *Deutsche Sprachgeschichte III. Das Frühneuhochdeutsche*. Reinbek.
- Erfurt, Jürgen. 1991. Untersuchungen zum Verhältnis von Schriftlichkeit und Sprachwandel in der Romania. *Präliminarien*, Nr. 6, Essen 1991 (Arbeitspapiere des Projekts „Prinzipien des Sprachwandels“).
- . 1993 a. Sprachwerk(eln) und Sprachwandel(n). *Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie (OBST)*. 47, 147–183.
- . 1993 b. Standard, Nonstandard, Substandard. *Zeitschrift für romanische Philologie* 109, 339–348.
- Erfurt, Jürgen, Jeßing, Benedikt & Perl, Matthias (ed.). 1991. *Prinzipien des Sprachwandels. I. Vorbereitung. Beiträge zum Leipziger Symposium des Projektes „Prinzipien des Sprachwandels“ (PRO-PRINS) vom 24.–26. 10. 1991 an der Universität Leipzig, Bochum (Bochum–Essener Beiträge zur Sprachwandelforschung, Bd. XVI)*.
- Erfurt, Jürgen & Gessinger, Joachim (ed.). 1993. *Schriftkultur und sprachlicher Wandel. Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie* 47.
- Feldbusch, Elisabeth. 1985. *Geschriebene Sprache. Untersuchungen zu ihrer Herausbildung und Grundlegung ihrer Theorie*. Berlin–New York.
- . 1988. Entstehung der geschriebenen Sprache. In: Ammon, Ulrich, Dittmar, Norbert & Mattheier, Klaus J. (ed.), *Soziolinguistik. Ein internationales Handbuch zur Wissenschaft von Sprache und Gesellschaft*, 2. Halbband, Berlin, 1469–1479.
- Flydal, Leiv. 1952. *Remarques sur certains rapports entre style et l'état de langue*. *Norsk Tidsskrift for Sprogvidenskap* 16, 241–258.
- Frank, Barbara. 1993. Zur Entwicklung der graphischen Präsentation mittelalterlicher Texte. In: Erfurt & Gessinger, 60–81.
- Geckeler, Horst. 1976. 'Phonischer Code' und 'scripturaler Code' auch für die Beschreibung des Spanischen? *Iberoromania* 8, 11–29.
- Giesecke, Michael. 1989. 'Natürliche' und 'künstliche' Sprachen? Grundzüge einer informations- und medientheoretischen Betrachtung des Sprachwandels. *Deutsche Sprache* 17, 317–340.
- . 1991. Der Buchdruck in der frühen Neuzeit. Eine historische Fallstudie über die Durchsetzung neuer Informations- und Kommunikationstechnologien. Frankfurt/M.
- Givón, Talmy. 1979. *On understanding grammar*. New York et al.
- Gougenheim, Georges. 1929. *La langue populaire dans le premier quart du XIXe s. d'après le Petit Dictionnaire du peuple de J. C. L. P. Desgranges*. Paris.
- Grimes, E. F. 1978. *Ethnologue*. Huntington Beach.
- Gumbrecht, Hans Ulrich. 1990. *Eine Geschichte der spanischen Literatur*, 2 Bde., Frankfurt/M.
- Günther, Klaus B. & Günther, Hartmut (ed.). 1983. *Schrift, Schreiben, Schriftlichkeit. Arbeiten zur Struktur, Funktion und Entwicklung schriftlicher Sprache*. Tübingen.
- Haarmann, Harald. 1990. *Universalgeschichte der Schrift*. Frankfurt/M. & New York.
- Holtus, Günter & Radtke, Edgar (ed.). 1986. *Sprachlicher Substandard*. Tübingen.
- . (ed.). 1989. *Sprachlicher Substandard II. Standard und Substandard in der Sprachgeschichte und in der Grammatik*. Tübingen.
- . (ed.). 1990. *Sprachlicher Substandard III. Standard, Substandard und Varietätenlinguistik*. Tübingen.
- Johanson, Lars. 1989. Substandard und Sprachwandel im Türkischen. In: Holtus & Radtke, 83–113.

- Koch, Peter. 1993. Pour une typologie conceptionnelle et médiale des plus anciens documents/monuments des langues romanes. In: *Le passage à l'écrit des langues romanes*, hrsg. von Selig, Maria, Hartmann, Jörg & Frank, Barbara. Tübingen, 39–82.
- Koch, Peter & Oesterreicher, Wulf. 1985. Sprache der Nähe – Sprache der Distanz. Mündlichkeit und Schriftlichkeit im Spannungsfeld von Sprachtheorie und Sprachgeschichte. *Romanistisches Jahrbuch* 36, 15–43.
- Koeppel, E. 1901. *Spelling-pronunciations*. Strassburg.
- Levitt, J. 1968. Spelling pronunciation in modern French: Its origin and its functional significance. *Linguistics* 42, 19–28.
- . 1978. The influence of orthography on phonology: A comparative study (English, French, Spanish, Italian, German). *Linguistics* 208, 43–67.
- Lüdtke, Helmut. 1964. Die Entstehung der romanischen Schriftsprachen. *Vox Romanica* 23, 3–21.
- . 1980. Sprachwandel als universales Phänomen. In: Lüdtke, Helmut (ed.), *Kommunikationstheoretische Grundlagen des Sprachwandels*. Berlin, 1–19.
- Ludwig, Ralph. 1989. L'oralité des langues créoles – „aggrégation“ et „intégration“. In: Ludwig, Ralph (ed.), *Les créoles français entre l'oral et l'écrit*. Tübingen, 13–29.
- Maas, Utz. 1985. Lesen–Schreiben–Schrift. Die Demotisierung eines professionellen Arkanums im Spätmittelalter und in der frühen Neuzeit. *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* 59, 55–81.
- . 1986. 'Die Schrift ist ein Zeichen für das, was in dem Gesprochenen ist'. Zur Frühgeschichte der sprachwissenschaftlichen Schriftauffassung: das aristotelische und nacharistotelische (phonographische) Schriftverständnis. *Kodikas. Ars semiotica* 9, 247–292.
- . 1986. Die „Modernisierung“ der sprachlichen Verhältnisse in Norddeutschland seit dem späten Mittelalter. *Der Deutschunterricht*, Nr. 4, 1986, 37–51.
- . 1991. Die Rechtschreibung als wissensbasiertes System. *Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie (OBST)* 44, 13–39.
- . 1991. Schrift und Schreiben. Einige systematische und historische Anmerkungen. In: Ziessow, Karl-Heinz et al. (ed.), *HAND * SCHRIFT – SCHREIB * WERKE*. Schrift und Schreibkultur im Wandel in regionalen Beispielen des 18. bis 20. Jahrhunderts. Cloppenburg, 85–118.
- . 1992. *Grundzüge der deutschen Orthographie*. Tübingen.
- Marcellesi, Jean-Baptiste & Guespin, Louis. 1986. Pour la glottopolitique. *Langages* 83, 5–34.
- Martinet, André. 1960. *Eléments de la linguistique générale*. 2. Aufl. 1974, Paris.
- Mattheier, Klaus J. 1985 a. Allgemeine Aspekte einer Theorie des Sprachwandels. In: Besch et al., 720–730.
- . 1985 b. Sprachwandel und Sprachvariation. In: Besch et al., 768–779.
- Meisenburg, Trudel. 1989. Romanische Schriftsysteme im Vergleich: Französisch und Spanisch. In: Eisenberg, Peter & Günther, Hartmut (ed.), *Schriftsystem und Orthographie*. Tübingen, 251–266.
- . 1990. Die großen Buchstaben und was sie bewirken können: Zur Geschichte der Majuskel im Französischen und im Deutschen. In: Raible, Wolfgang (ed.), *Erscheinungsformen kultureller Prozesse*. Tübingen, 281–315.
- . 1993. Lateinische Orthographie? Die Entwicklung der Schreibung vom Lateinischen zu den romanischen Sprachen. In: Erfurt & Gessinger, 34–59.
- Ong, Walter. 1987. *Oralität und Literalität. Die Technologisierung des Wortes. [Orality and Literacy. The Technologizing of the Word]*, London 1982]. Opladen.
- Paul, Hermann. 1898. *Prinzipien der Sprachgeschichte*, 3. Aufl., Halle.
- Pfeiffer, Oskar E., Strouhal, Ernst & Wodak, Ruth. 1987. *Recht auf Sprache. Verstehen und Verständlichkeit von Gesetzen*. Wien.
- Raible, Wolfgang. 1989. Konzeptionelle Schriftlichkeit, Sprachwerk und Sprachgebilde. Zur Aktualität Karl Bühlers. *Romanistisches Jahrbuch* 39, 16–21.
- . 1991 a. Zur Entwicklung von Alphabetschrift-Systemen. *Is fecit cui prodest*. Sitzungsberichte der Heidelberger Akademie der Wiss., Phil.-hist. Klasse, Bericht 1.
- . 1991 b. Die Semiotik der Textgestalt. Erscheinungsformen und Folgen eines kulturellen Evolutionsprozesses. *Abhandlungen der Heidelberger Akademie der Wiss., Phil.-hist. Klasse*, 1. Abhandlung.
- . 1992. *Junktion. Eine Dimension der Sprache und ihre Realisierungsformen zwischen Aggregation und Integration*. Sitzungsberichte der Heidelberger Akademie der Wiss., Phil.-hist. Klasse.
- Saussure, Ferdinand de. 1916/1974. *Cours de linguistique générale*. Édition critique préparé par Tullio de Mauro. Paris.
- Schlieben-Lange, Brigitte. 1983. *Tradition des Sprechens. Elemente einer pragmatischen Sprachgeschichtsschreibung*. Stuttgart.
- . 1988. Die Folgen der Schriftlichkeit. In: Gauger, Hans Martin & Heckmann, Herbert (ed.), *Wir sprechen anders. Warum Computer nicht sprechen können*. Frankfurt/M., 13–21.
- . 1990. Zu einer Geschichte des Lesens (und Schreibens). Ein Forschungsgebiet zwischen Sprachwissenschaft und Literaturwissenschaft. *Ro-*

manistische Zeitschrift für Literaturgeschichte, Nr. 3/4, 1990, 251–267.

–. 1991 a. Les conjonctions dans les langues romanes. In: Stammerjohann, Harro (ed.), *Analyses et synthèse dans les langues romanes et slaves*. Tübingen, 27–40.

–. 1991 b. Normen des Sprechens, der Sprache und der Texte. In: Bahner, Werner, Schildt, Joachim & Viehweger, Dieter (ed.), *Proceedings of the Fourteenth International Congress of Linguists, Berlin/GDR 1987, Bd. I*. Berlin, 114–124.

Schmitt, Alfred. 1931. Volksmundart, Gemeinsprache und Schriftsprache. *Germanisch-romanische Monatsschrift* 19, 434–448.

Schmitt, Christian. 1984. Variété et développement linguistiques. Sur les tendances évolutives en français moderne et en espagnol. *Revue de linguistique romane* 48, 397–437.

Segarra, Mila. 1985. *Història de l'ortografia catalana*. Barcelona.

Söll, Ludwig. 1980. *Gesprochenes und geschriebenes Französisch*. 2., rev. und erweiterte Auflage von Franz Josef Hausmann. (1. Aufl. 1974). Berlin.

Straka, Georges. 1990. Phonétique et phonématique. In: Holtus, Günter, Metzeltin, Michael & Schmitt, Christian (ed.), *Lexikon der romanistischen Linguistik, Bd. V,1 (Französisch)*. Tübingen, 1–33.

–. 1981. Sur la formation de la prononciation française d'aujourd'hui. *TraLiLi* 19, 161–248.

Şuteu, Flora. 1976. *Influența ortografiei asupra pronunțării literare românești*, București.

Turculeț, Adrian & Erfurt, Jürgen. 1992. Schriftinduzierter Wandel in der Lautung des Rumänischen. In: Erfurt et al., 111–134.

Uldall, H. J. 1944. *Speech and Writing*. *Acta linguistica* 4, 11–16.

Vachek, Josef. 1976 a. Geschriebene Sprache. Allgemeine Probleme und Probleme des Englischen. Scharnhorst, Jürgen & Ising, Erika (ed.), *Grundlagen der Sprachkultur. Beiträge der Prager Linguistik zur Sprachtheorie und Sprachpflege*. Bd. 1. Berlin, 240–295.

–. 1976 b. Zum Problem der geschriebenen Sprache. In: Scharnhorst, Jürgen & Ising, Erika (ed.), *Grundlagen der Sprachkultur. Beiträge der Prager Linguistik zur Sprachtheorie und Sprachpflege*. Bd. 1. Berlin, 229–239.

Wunderli, Peter. 1965. Die ältesten romanischen Texte unter dem Gesichtswinkel von Protokoll und Vorlesen. *Vox Romanica* 24, 44–63.

–. 1993. Le rôle des démonstratifs dans la „Vie de Saint Léger“. *Deixis et anaphore dans les plus anciens textes français*. In: Selig et al., 157–180.

Wunderlich, Hermann. 1894. *Unsere Umgangssprache in der Eigenart ihrer Satzfügungen*. Weimar–Berlin.

Jürgen Erfurt, Leipzig (Deutschland)

120. Das chinesische Schriftsystem

1. Zur Typologie des chinesischen Schriftsystems
2. Graphischer Aufbau der Schriftzeichen
3. Schrift und Laut
4. Zahl der Schriftzeichen
5. Schreibrichtung
6. Numeralzeichen
7. Interpunktionszeichen
8. Literatur

1. Zur Typologie des chinesischen Schriftsystems

Chinesische Schriftzeichen werden im chinesischen Volksmund oft als *fangkuaizi* 方块字 „Quadratzeichen“ bezeichnet, weil sie der Form und Gestalt nach – dies betrifft in erster Linie die Normschrift *kaishu* 楷书 – alle in gleiche quadratische Kästchen passen. Doch linguistisch betrachtet ist die typologische Zuordnung des chinesischen Schriftsyt-

stems in seinem Ganzen noch recht umstritten, was einerseits auf die Komplexität des Problems zurückzuführen ist und sich aber andererseits aus den unterschiedlichen Betrachtungsweisen ergibt.

1.1. Ist die chinesische Schrift piktographisch und ideographisch?

Die chinesische Schrift wird oft fälschlicherweise als piktographische und ideographische – wofür im Chinesischen *xiangxing* 象形 und *biaoyi* 表意 stehen – Wortbildschrift bezeichnet (siehe z. B. Stiebner & Leonhard 1977, 104). Richtig ist, daß es gewisse Zeichen gibt, die auf einen bildlichen oder bildrebusartigen Ursprung zurückgehen, wie es in der Entstehungsphase der Fall ist (hierzu vgl. u. a. Boltz 1986; → Art. 26). Aber solche Piktogramme bzw. Ideogramme haben niemals die Gesamtheit der Sprache repräsentiert. Zudem ist die